

## PRINT

DEBATTE  ESSAY

## Afrikas hausgemachtes Elend

Von Hans Christoph Buch | Veröffentlicht am 30.08.2017 | Lesedauer: 7 Minuten

Offener Brief an den Bundespräsidenten: Wir brauchen einen ehrlichen Blick auf den Schwarzen Kontinent und die Gründe des Massenexodus

**S**ehr geehrter Herr Dr. Steinmeier, seit ich Sie in Ihrer Funktion als Außenminister im Herbst 2016 nach Nigeria begleiten durfte, wo ich Ihre Kunst des Zuhörens kennen und schätzen lernte, hat die Bundeskanzlerin Afrika zur Chefsache erklärt, und das war richtig so. Dass die Erwartung, durch Ankurbelung der Wirtschaft den Massenexodus von Afrikanern nach Europa zu stoppen, naiv war, fiel nicht nur Experten auf. Doch kaum irgendwo gibt es mehr Wunschdenken als im Hinblick auf Afrika, und gerade weil die Verhältnisse dort so sind, wie sie sind, wächst das Bedürfnis nach Erfolgsstorys, auf die afrikanische Despoten und ihr korrupter Anhang genauso angewiesen sind wie deutsche Politiker, um nicht in den Verdacht der Schwarzmalerei oder gar des Rassismus zu geraten.

Schönfärberei wohin man blickt: Ruanda, das Lieblingskind der Deutschen und Amerikaner, ist eine Diktatur, deren Alleinherrscher sich mit 98 Prozent zum dritten Mal wiederwählen ließ: „Leadership“ heißt die beschönigende Formel dafür, und das Verbot von Plastiktüten ändert nichts daran, dass der Hutu-Tutsi-Konflikt nach Kagames Abgang erneut aufbrechen wird. Südafrika, das einzige Industrieland des Kontinents, tritt Mandelas Erbe mit Füßen und lässt die Regenbogendemokratie den Bach runtergehen, während Zimbabwes seniler Autokrat Mugabe unter Mithilfe seiner Frau Grace das eigene Volk malträtiert. Selbst in Ghana, angeblich ein Musterstaat, stehen die Menschen vor Botschaften Schlange in der vergeblichen Hoffnung, ein Visum oder eine Greencard zu ergattern.

Warum schreibe ich Ihnen das, lieber Frank-Walter Steinmeier? Ich erinnere mich, wie Sie sich bei Nigerias Zivilgesellschaft entschuldigten, weil Sie auch mit der Regierung reden

mussten. Das traf den Nagel auf den Kopf, denn berechenbares Regierungshandeln ist die Ausnahme, Bad Governance die Regel in Afrika, wo Kleptomanie die Korruption verdrängt. Die Vermutung liegt nahe, dass die Entkolonialisierung gescheitert sei. Doch anstatt vorschnell zu verallgemeinern, berichte ich lieber von meinem Besuch in Bangui, der Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik, die Afrikas Probleme wie ein Brennglas bündelt.

Dort bekam ich ständig zu hören, unter Bokassa sei alles besser gewesen – eine Ungeheuerlichkeit, wenn man bedenkt, wofür dieser Name steht. Für einen Tyrannen, der Giscard d'Estaing mit Diamanten bestach und zur Kaiserkrönung, die das gesamte Budget verschlang, Tonnen von Kaviar und Champagner einfliegen ließ, bevor er gestürzt und wegen Kannibalismus (!) verurteilt wurde. Statt ins Gefängnis ging Bokassa ins Exil und lebte mit seinem Harem in einem Schloss bei Paris, ehe er nach Bangui zurückkehrte und dort verstarb. Die Zentralafrikanische Republik hält einen traurigen Rekord auf Platz 188 der Statistik als ärmstes Land der Welt. Seit der Unabhängigkeit 1960 gab es keinen friedlichen Machtwechsel, die Lebenserwartung liegt bei 44 Jahren, die Hälfte der Bevölkerung ist unter 20, eine Million Menschen wurden vertrieben und/oder sind in Nachbarstaaten geflüchtet, die sich an der Destabilisierung des Landes beteiligen. Anfangs als Befreier begrüßt, besetzten Seleka genannte Moslemrebellende Ende 2013 Bangui und richteten ein Blutbad an. Ihre Gegner, die christliche Anti-Balaka-Miliz, so genannt nach Fetischen, mit denen die Kindersoldaten sich vor Kugeln schützen, stehen ihnen an Grausamkeit nicht nach. Gerüchte besagen, die Todfeinde hätten sich verbündet, um im Auftrag von Exoffizieren der Armee die Bodenschätze auszubeuten.

Die Regierung des Mathematiklehrers Touadéra, der durch Nichtstun die Krise aussitzen will, kontrolliert nur noch 12 von 16 Provinzen, und allein die Präsenz von 10.000 Blauhelmsoldaten, die sich an Plünderungen und sexuellen Übergriffen beteiligen, hält den Anschein von Ordnung aufrecht. Das Schul- und Gesundheitssystem ist zusammengebrochen, falls es je funktionierte, die Landwirtschaft liegt darnieder, weil Dörfer geplündert, ihre Bewohner getötet, verschleppt oder vergewaltigt wurden. Nur die Bierbrauerei entging der Zerstörungswut, weil Kämpfer aller Parteien Drogen und Alkohol benötigen.

„Verhungern im Paradies“, sagt der Chef der Welternährungsagentur FAO und zählt die Reichtümer des Landes auf: Gold, Diamanten, Uran, Erdöl und Tropenholz. Früher habe

man Rindfleisch exportiert, jetzt müsse jedes Ei in Lkw-Konvois mit militärischem Schutz aus Kamerun importiert werden. Der Agrarminister kritisiert die Vielzahl privater Hilfsdienste, deren Aktivität keiner Kontrolle unterliegt, und lobt die Arbeit der Welthungerhilfe, die das im Krieg zerstörte Landwirtschaftsinstitut instand gesetzt, den am Flughafen gelegenen Slum saniert, Schulen und Kantinen eingerichtet hat.

Der Pastor der Kathedrale legt Wert auf die Feststellung, dass es sich nicht um einen Religionskrieg handle, aber der Imam der Großen Moschee ist nicht einverstanden: „Die Angriffe auf Moslemgemeinden waren straff organisiert und von langer Hand vorbereitet.“ Jeder gibt dem anderen die Schuld, die einen machen Tschad, andere Frankreich für das Blutvergießen verantwortlich. Der Konflikt sei auswegloser als in Somalia oder Südsudan, meint der französische Botschafter, und der aus Wien stammende Honorarkonsul, der Deutschland und Österreich vertritt, weist darauf hin, dass Warlords, die von der Gesetzlosigkeit profitieren, erst die Waffen niederlegen, wenn es sich für sie lohnt – festnehmen könne man sie später. Und er hängt das Bild des Altbundespräsidenten Gauck von der Wand.

Mein Kopf schwirrt, und ich weiß nicht, wem oder was ich glauben soll. Was an die Nieren geht, sind Gespräche mit vergewaltigten Frauen, die zu stottern beginnen bei der Frage, wie viele Männer über sie herfielen; ein Kindersoldat weint, als ich wissen will, was seinen Eltern geschah. Dass die Frauen Aids haben und die Kinder Analphabeten sind, versteht sich von selbst.

Dieser Brief ist eine Zumutung, ich weiß, aber ich behellige Sie trotzdem: Um deutlich zu machen, wie man sich fühlt, wenn man den roten Teppich verlässt, und Sie zu bitten, Ihr Know-how als Krisenmanager in den Dienst einer verlorenen Sache zu stellen. Starten Sie eine Afrika-Initiative jenseits des Wahlkampfes und Parteienstreits: Nicht so blauäugig wie Horst Köhler, der die Zunahme der Piraterie in Somalia mit dem Rückgang der Fischbestände erklärte, sondern nüchtern und realistisch – das Bohren harter Bretter sind Sie gewohnt. Es geht nicht ums Entsenden von Bundeswehrsoldaten oder das Aufstocken der Entwicklungshilfe, sondern um eine Ressource, die noch knapper bemessen ist – um öffentliche Aufmerksamkeit. Dass die Zentralafrikanische Republik, die am Rand des Abgrunds und an der Schwelle zum Völkermord steht, in den Medien unterbelichtet bleibt, liegt nicht nur an Desinteresse oder Unkenntnis.

„Auswegloses Leiden erregt kein Mitleid, sondern Abscheu“, schreibt Lessing im „Laokoon“. Die Wahrheit dieses Satzes habe ich am eigenen Leib gespürt: Das Fieber des Bürgerkriegs steckte mich an, ich hatte die Nase voll vom Blabla der Experten und den Lügen afrikanischer Politiker und wurde vom Teil der Lösung zum Teil des Problems. Plötzlich wollte ich nur noch weg, so schnell wie möglich und egal wohin, und bildete mir ein, die Motive der Migranten zu verstehen, die lieber verdursten oder ertrinken, als auszuharren in einem zerfallenden Staat, wo Krieg der einzige Arbeitgeber ist.

Mischehen zwischen Christen und Moslems seien selten geworden, sagt Karin Roth, die Friedensarbeit in Bangui betreibt, das Misstrauen sitze tief, und es dauere Jahre, Vertrauen aufzubauen. „Das Ganze ist keine Geldfrage, denn der Papstbesuch im November 2015 hat Christen und Moslems begeistert und dem Land eine Atempause verschafft.“ Seit die Kämpfe erneut aufflammten, meint der Erzbischof von Bamberg beim Ortstermin in Bangui, sei der Friedensplan von Sant’Egidio Makulatur. Doch der Bischof, der sich mit Pegida anlegte, in Nigeria und den Philippinen vermittelte, gibt die Hoffnung nicht auf. „Papst Franziskus muss noch einmal herkommen, um die Wunden des Krieges zu heilen!“

In diesem Sinn, beste Grüße!

***Ihr Hans Christoph Buch***

P.S.: 1925 kam André Gide nach Bangui, damals noch französische Kolonie. In seinem Reisebericht prangert er die Unfähigkeit der Verwaltung und die Untaten der Kolonialtruppen an. Doch was ihn noch mehr erschütterte, war das Schicksal eines Zehnjährigen, der, von allen gemieden, Lepra bekam. Gide versuchte, das Leben des Jungen zu retten – vergeblich. Auch die Zentralafrikanische Republik ist ein Aussätziger, von dem alle den Blick abwenden, ein Paria unter den Völkern. Um das zu beenden, schreibe ich diesen Brief. (In Klammern füge ich hinzu, dass André Gide schwul war und mit seinem Lebensgefährten Bangui besuchte. Heute würde er dort verhaftet, denn in der Zentralafrikanischen Republik ist Homosexualität verboten und wird mit Gefängnis bestraft.)

***Der Autor (Jg. 1944) ist ein deutscher Schriftsteller. Er hat viele Kriegs- und Krisengebiete der Welt bereist, darunter fast ganz Afrika. 2011 erschien „Apokalypse Afrika oder Schiffbruch mit Zuschauern“ (Eichborn).***

© WeltN24 GmbH. Alle Rechte vorbehalten.

Ein Angebot von WELT und N24.

© WeltN24 GmbH

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/168124393>